

Unterrichtsmaterial 1

Philosophieren und Theologisieren mit Kindern und Jugendlichen

Auszüge aus einem Vortrag von Prof. Dr. Hartmut Rupp

1. Moritz, 5 Jahre

Ich möchte Ihnen eine Geschichte erzählen, sie handelt von Moritz. Moritz steht fasziniert im Garten der Eltern und betrachtet die Bäume und Sträucher, die jetzt im Frühling ihre ersten Blätter austreiben. Alles um ihn herum beginnt grün zu werden, und er kann einfach nicht die für ihn schwierige Frage beantworten, wieso plötzlich alle Pflanzen in seinem Garten, im Kindergarten und an den Straßen, im Wald und im Stadtpark „wissen«, dass es Frühling ist und sie daher grün werden müssen. „Mama“, fragt also der fünfjährige Moritz, als er ins Haus gelaufen ist und endlich seine Mutter im Wintergarten gefunden hat, „woher wissen eigentlich alle Bäume und Sträucher, dass es jetzt für sie die richtige Zeit ist, grün zu werden?“ Die Mutter schaut aus ihren Unterlagen hoch, in denen sie gerade gearbeitet hat, und meint: „Das ist eine gute Frage. Die Bäume haben eine Art innere Uhr in sich, und wenn es soweit ist, dann gibt es im Baum eine Art Signal, und damit treibt er seine Blätter aus.“ Moritz schüttelt ungläubig den Kopf: „Also Mama, das kann nicht sein. Ich habe noch nie einen Baum ticken gehört. Eine Uhr ist da bestimmt nicht drin. Sag mal ganz ehrlich, woher die Bäume und Sträucher das nun wirklich wissen.“ Gespannt schaut er seine Mutter an. „Das ist nun mal die Natur. Ich hab' ja auch nicht gesagt, dass in den Pflanzen eine richtige Uhr ist, sondern so eine Art Uhr. Das ist ein Unterschied. Damit meine ich, dass es Gesetze in der Pflanzen- und Tierwelt gibt, und die sind dafür verantwortlich, dass alles klappt. Wenn die Sonne wärmer wird, die Erde eine bestimmte Temperatur erreicht und die Wurzeln dann wieder Wasser aus dem Boden holen können, dann beginnt es in den Bäumen wieder zu leben.“ Stumm und äußerst konzentriert macht sich Moritz seine Gedanken. „Dann kommt Opa vielleicht auch wieder zurück“, gibt er als kurze Antwort, denn für ihn war es vor einem Jahr ganz schlimm, als sein Großvater starb. „Nein, Moritz, das geht nicht“, sagt seine Mutter leise. „Warum denn nicht? Du hast gerade gesagt, dass Bäume im Frühling wieder anfangen zu leben. Also müssen sie vorher tot sein. Und Opa ist auch tot. Vielleicht merkt er jetzt im Frühling, wenn die Erde wärmer wird, dass er auch wieder leben kann.“ Die Mutter zeigt ihm daraufhin den Unterschied auf: „So ganz tot sind die Bäume im Winter auch nicht. Aber Opa ist richtig tot.“ Moritz lässt nicht locker: „Im Kindergarten haben wir aber gehört, dass Gott die Natur wachsen lässt. Da haben wir nichts von einer Uhr erzählt bekommen.“ Die Mutter sieht sich nun in einem Widerspruch zwischen ihren Aussagen und denen des Kindergartens und stellt daher die Gegenfrage, ob er sich nicht vorstellen könne, wie das Ganze funktioniere. Moritz philosophiert: „Ich stelle mir das Ganze so vor, dass Gott im Frühling auf die Erde kommt und alle Pflanzen berührt. Und die Berührung lässt dann die Pflanzen grün werden ... Er muss nur aufpassen, dass er nichts übersieht.“ Ob das schon Philosophieren oder Theologisieren ist, kann zunächst einmal offen bleiben. Für Moritz selber ist es ja auch gleichgültig. Es ist auf jeden Fall ein nachdenkliches Gespräch über eine schwierige Frage. „Woher wissen alle Pflanzen, dass es Frühling ist und sie daher grün werden müssen?“ Das Gespräch zeigt einmal, dass sich Kinder ganz eigenständig, grundlegende Gedanken machen. Es liefert zugleich auch Hinweise darauf, wie Kinder gedanklich arbeiten. Von Piaget her gesehen, zeigt Moritz präoperationales



Denken und ein artifzialistisches Weltbild. Gott greift direkt in die Welt ein und kümmert sich um diese – so wie vielleicht auch sein Papa und seine Mama sich um sein Leben kümmern. Moritz denkt assoziativ. Seine Schlussfolgerungen sind logisch, doch ihre Logik erschließt sich erst im Nachhinein. Metaphorische Aussagen werden wortwörtlich verstanden. Seine Welterklärung ist narrativ. Gott kommt im Frühjahr auf die Erde. Die kleine Geschichte zeigt auch, dass Kinder hierzulande sich von sich aus mit Gott beschäftigen. Religion und religiöse Vorstellungen sind für sie selbstverständlich. Eine interessante Frage ist, warum Moritz diese Frage eigentlich stellt. Ist es Neugier? Wohl auch. Verdankt sie sich intellektuellem Interesse? Ganz gewiss. Aber es geht meines Erachtens um mehr. Ausgangspunkt ist das Staunen, die überraschte, freudige Wahrnehmung schöner und zugleich rätselhafter Zusammenhänge. Es geht Moritz letztlich um sein Weltbild und es geht um elementare Fragen. Wo lebe ich eigentlich? Was ist von dieser Welt zu halten in der ich lebe? Ist es alles Zufall oder gibt es eine freundliche Ordnung? Moritz geht es um die Frage, ob diese Welt sinnvoll, verstehbar und bewältigbar ist, auch gedanklich, und ob er selber darin einen Platz hat. Die Sozialpädagogik spricht hier von einem Kohärenzgefühl, das für Kinder so wichtig ist. Dieses Weltbild hat natürlich auch mit seinem Selbstbild, mit seinem Selbstkonzept zu tun. Lebe ich in einer Welt, auf die ich mich verlassen kann, die mir einen Rahmen bietet, in dem ich mich eigenständig und zuversichtlich bewegen kann? Da spielt Gott als mütterliches, väterliches Gegenüber eine wichtige Rolle. Gott repräsentiert nicht nur das Gefühl beschützt und begleitet zu sein, sondern auch das Gefühl, in einer Welt zu leben, die einem Lebensraum gibt. Ich höre diese Frage also nicht bloß als kognitive Frage, sondern auch als existenzielle Frage, als Sinnfrage. Es geht um elementare Lebensgewissheiten. Es geht um Grundeinstellungen zum Leben. Damit haben wir eine Ebene erreicht, auf der sich Philosophieren und Theologisieren bewegen. Es sind die emotional besetzten grundlegenden Vorstellungen von dem Selbst, der Welt und einem guten Leben. Es geht in beiden Disziplinen um die vier grundlegenden Fragen, die Kant so formuliert hat:

1. Was kann ich wissen?
2. Was darf ich hoffen?
3. Wie soll ich leben?
4. Was ist der Mensch?

Die Fragen könnte man ja so stellen: Wer bin ich, wo lebe ich, wie soll ich leben? Diese Fragen sind deshalb bedeutsam, weil es um den Hintergrund unseres Lebens, Erlebens, Urteilens und Handelns geht. Wie Menschen handeln, hängt in entscheidendem Maße davon ab, wie sie sich selber sehen und erleben, wie sie die Welt einschätzen, in der sie leben und was sie selber für ein gutes Leben halten. Wer sich in dieser Welt keine Chancen ausrechnet und sich selbst nicht anerkannt fühlt, kann Dinge tun, die ihm selbst nachher leidtun und vor allem anderen auch. Nachdenken verdient auf diesem Hintergrund, was eine Frage ist, die ja bei Moritz und bei dem Philosophieren und Theologisieren eine so wichtige Rolle spielen. Beide gehen immer von elementaren Fragen aus, die wir alle sofort verstehen. Was ist also eine Frage? Echte Fragen (es gibt ja auch unechte, rhetorische, suggestive und unsinnige Fragen) verdanken sich dem Sachverhalt, dass neue Informationen und vorhandenes Wissen nicht übereinstimmen. Die neue Information muss also



eingeordnet werden (Assimilation) oder das Wissen muss neu aufgebaut werden (Akkommodation). Fragen verdanken sich dem Wunsch nach innerer Balance und sind deshalb auch Ausdruck eines psychisch-geistigen Bedürfnisses. Wir brauchen Wissen, um wahrnehmungsfähig und handlungsfähig zu sein, aber auch um für einige Zeit mit einer gewissen Stabilität durch die Welt gehen zu können. Fragen verdanken sich dem Bedürfnis nach Gewissheit. Diese Fragen sind aber auch Bitten um Gespräch, um einen Dialog, nicht unbedingt nach Antworten. Man sieht es bei Moritz.

2. Die Schultheorie von Jürgen Baumert

Wenn diese Fragen Konjunktur bekommen haben, dann hat es einmal mit der veränderten Sicht auf Kinder und Jugendliche zu tun. Schülerinnen und Schüler sind aktive Konstrukteure ihrer Lernergebnisse. Was sie wissen und verstehen, verdankt sich individuellen Aneignungsprozessen – am besten mit mehreren Anläufen wie die Neurodidaktik lehrt. Philosophieren und Theologisieren gehen es in besonderer Weise um solche Aneignungsprozesse. Das Ganze hat aber auch mit einer Theorie von Schule zu tun, wie sie hinter den Pisa-Studien zu finden ist. Nach Jürgen Baumert, einem der Chefarchitekten von Pisa, hat Schule die Aufgabe, die nachwachsende Generation in grundlegende Formen der Welterschließung einzuführen. Es sind zunächst einmal drei, die aus der Oberstufe des Gymnasiums bekannt sind. Schule hat danach einzuführen in die sprachliche, musische Welterschließung mit den Fächern Deutsch, Englisch, Musik, Kunst, Literatur (das sprachlich-musische Aufgabenfeld), die mathematisch-naturwissenschaftliche Welterschließung (mathematisch-naturwissenschaftliches Aufgabenfeld mit Mathematik und Naturwissenschaften und Technik), die evaluativ-normative Welterschließung mit Geschichte, Wirtschaft, Gemeinschaftskunde, Politik (das gesellschaftswissenschaftliche Aufgabenfeld). Schule hat also die Aufgabe, diejenigen Kompetenzen entwickeln zu lassen, um sprachliche Ausdrucksformen zu lesen, zu verstehen und sich selbst ausdrücken zu können (Lesekompetenz Pisa 2000) sowie Probleme mathematisch darstellen, lösen und technisch umsetzen zu können (mathematische und naturwissenschaftliche Kompetenz Pisa 2003 und 2006), soziales, politisches, wirtschaftliches Leben regeln zu können. Schule hat aber auch die Aufgabe, die letzten Fragen nach dem Woher, Wohin und Wozu des Menschenlebens zu thematisieren, zu reflektieren und über tragfähige Antworten nachzudenken. Ausdrücklich anerkannt wird damit der Bedarf an Sinn, Deutung und Werteorientierung in einer pluralistischen Gesellschaft. Dazu reicht es offenkundig nicht aus, lesen, schreiben oder regeln zu können. Dazu braucht es auch die Fähigkeit zum diskursiven Gespräch, zur Klärung eigener Annahmen, Vermutungen, Vorstellungen und Begriffe sowie die Bereitschaft, sich auf mögliche Antwortmodelle einzulassen und diese zu bedenken. Träger dieser Formen der Weltbegegnung sind nach Jürgen Baumert Philosophie und Religion. Ich sehe in der Identifikation dieses Bildungsbereiches eine maßgebliche Grundlage für das Philosophieren und Theologisieren in Kindertagesstätten und Schulen. Hier geht es um die eingangs formulierten grundlegenden Vorstellungen von dem Selbst, der Welt und einem guten Leben. Diese verdanken sich zwar lebensgeschichtlichen Prozessen, wie man an Moritz sehen kann, aber sie sind reflexiv bearbeitbar. Gerade um diese reflexive Bearbeitung geht es dem Philosophieren und dem Theologisieren. Sie wollen auf



ihre eigene Weise zu Mündigkeit und Verantwortung beitragen. Was aber ist das Philosophieren?

3. Philosophieren

Das Philosophieren ist wie das Theologisieren aus den spannenden Gesprächen mit Kindern hervor gegangen. Am Anfang steht also das Philosophieren bzw. das Theologisieren mit Kindern. Erst allmählich entwickelte sich daraus das Gespräch mit Jugendlichen. Hauptvertreter des Philosophierens sind Matthew Lippman, Gareth B. Matthews, Helmut Schreier, Hans-Ludwig Freese, Eckhard Martens, Detlef Horster, Barbara Brüning. Sie setzen ganz verschiedene Akzente. Lippman geht es um die Denkfähigkeit der Schülerinnen und Schüler, um die Fähigkeit Fragen zu stellen, Begründungen heraus zu finden, sie zu analysieren und zu beurteilen sowie Zusammenhänge zu erkennen. Ihm geht es um Denkschulung. Matthews betont mehr das Gespräch und die Fähigkeit der Kinder, selbst kluge Gedanken entwickeln und besprechen zu können. Freese geht aus von der Fähigkeit der Kinder zu staunen und sich zu wundern (Moritz). Er bevorzugt Gedankenexperimente. „Was wäre, wenn niemand mehr sterben würde?“ Horster rückt die Reflexion von Normen und die Kommunikationsfähigkeit in den Mittelpunkt. Brüning setzt auf vielfältige Zugänge, wie Malen, Musizieren, Phantasiereisen, um Zugänge zur Welt und zur eigenen Persönlichkeit zu finden. Eckhard Martens, Philosoph aus Hamburg, geht einen integrativen Weg und sucht unterschiedliche philosophische Denkrichtungen und die damit verbundenen Methoden in die Kulturtechnik des Philosophierens zu integrieren. Deutlich wird dies an einer Unterrichtsstunde mit Grundschulkindern (1. - 3. Klasse) zum Thema Glück, einem der Lieblingsthemen der Kinderphilosophen. Martens zeigt den Kindern zunächst eine verwelkte Blume. Die Schülerinnen und Schüler sollen diese genau betrachten, sie befühlen und an ihr riechen. Nach einiger Zeit fragt er: Ist diese Blume glücklich? Die Kinder sind sich einig: Nein. Er entgegnet: Können Blumen überhaupt glücklich sein? Natürlich, antworten die Kinder. Ausgangspunkt des Philosophierens ist also die Beobachtung von konkreten Phänomenen. Im Hintergrund steht die Phänomenologie als philosophische Denkrichtung. Jetzt kommt das Philosophieren so richtig in Fahrt. Woran kann man eigentlich erkennen, ob Blumen glücklich sind? Jetzt geht es um Kriterien von Glück und um die Hermeneutik. Die Kinder notieren für den Tafelanschrieb: Wasser, Wärme, Luft und Sonne. Auf Merkmale von Glück kommen sie nicht. Wie auch bei Moritz steht für sie übertragendes Denken noch nicht zur Verfügung. Zum Glück aber hat ein Kind eine Idee. Eine Blume braucht zum Glück ja eine richtige Beschäftigung. Die anderen Kinder finden das komisch, doch sie wälzen den Gedanken hin und her. Es kommt zu einer Begriffsklärung im Sinne der analytischen Sprachphilosophie. Kinder formulieren, dass die Blume ja ihre Blätter öffnen, blühen und wachsen lassen muss. Andere finden das aber nicht interessant. Jetzt stockt das Gespräch und Martens zieht die zuschauenden Eltern ein. Können Blumen überhaupt glücklich sein? Die Eltern sind geteilter Meinung. Die einen sagen nein, die anderen ja. Die Blumen haben keine Gefühle und keine Nerven sagen die einen, wie man beim Durchschneiden sehen kann. Darüber empören sich aber die Kinder. Das ist eine gemeine Quälerei, sagen sie und überhaupt könne man so nicht beweisen, dass Blumen keine Gefühle haben. Martens sieht hier die Dialektik am Werke. Die Eltern sagen, Blumen haben keine Gefühle, sondern nur Bedürfnisse. Die Kinder erwidern darauf, zum Glück braucht man kein ausdrückliches Gefühl. Glücklich kann man



einfach so sein, zum Beispiel, wenn man spielt. Mit diesem Ergebnis kommt die Stunde an ihr Ende. Martens ordnet dieses Ergebnis der Spekulation zu und sieht darin eine kühne Hypothese, die kreativ gebildet wurde. Martens liest ihnen dann vor, wie Kinder beim Philosophieren mit Gareth Matthews zu einem ähnlichen Ergebnis gekommen sind. Die Kinder finden das prima. Nach der Stunde fragen die Kinder ihren Philosophie-Lehrer, wie er denn die Frage selber beantworten würde, ob Blumen glücklich werden können. Man sieht, beim Philosophieren geht es um grundlegende Vorstellungen vom Leben. Hier geht es um Glück.

...

Die Lehrperson hat dabei eine mütterliche Rolle, wie insgesamt das Ganze als sokratisches Gespräch gehalten ist. Die Lehrenden sind in der Rolle der Hebamme, die dazu helfen will, das eigene Gedankenkind zur Welt zu bringen. Angenommen wird mit Plato, dass Kinder einen Begriff wie Glück schon zu Verfügung haben, der aber durch ein eigenständiges rationales Nachdenken geklärt und gleichsam gereinigt werden muss, bis er klar vor Augen steht. Gefühlswallungen sollen – so scheint es – eher zurückgehalten werden. Philosophieren folgt dem Leitbild des „sokratischen Gesprächs“ im Sinne von Leonard Nelson und natürlich im Sinne von Plato. Der Gesprächsleiter gibt durchaus das Thema vor, bringt eine Geschichte ein, stellt eine Frage oder eine Denkaufgabe, lenkt zu Wahrnehmungen an, doch dann begnügt er sich mit Nachfragen, Zusammenfassungen und Zuspitzen. Er soll nicht inhaltlich steuern, wohl aber soll er zur Klarheit des Denkens und Redens anleiten, indem er ein selbständiges Dialogverhalten ermöglicht. Das Gegenüber / die Gegenüber sollen zum eigenständigen, klaren Urteilen kommen. Dazu dienen auch Rückfragen. Ist das jetzt eine W- oder eine G-Frage: Was meinst du damit? Welcher Grund liegt vor? Wie kommst du dazu? Aber es gibt nach Martens noch F-Fragen: Was folgt daraus; A-Fragen: Von welcher Annahme gehst du aus; S-Fragen: Stimmt das eigentlich; B-Fragen: Gibt es dafür ein Beispiel, oder GB-Fragen: Gibt es dafür ein Gegenbeispiel. Philosophieren ist zweifellos ein wichtiges Unternehmen. Das macht Kindern Freude, selber zu denken. Worüber ich nachdenke ist die Frage, was Menschen befähigt, eigenverantwortlich aufzutreten und auch eine eigene Meinung zu vertreten. Die Fähigkeit zu denken, gehört zweifellos dazu. Aber reicht das? Gehört dazu nicht auch das Gefühl, in einer Welt zu leben, die mich mag, die einen Platz für mich hat und die für mich einigermaßen überschaubar ist? Das führt zur Frage des Theologisierens.

4.Theologisieren

Der Begriff Theologisieren ist ein Kunstwort, das dem Philosophieren nachgebildet worden ist, wie man leicht bemerken kann. Eigentlich müsste es ja Theologieren heißen. Aber mit dem Kunstwort klingt an, um was es geht: um ein nachdenkliches Gespräch mit Kindern und Jugendlichen über Fragen und Themen der Religion, des Glaubens und der Theologie. Es geht um das Hin- und Herwälzen von schwierigen theologischen Gedanken. Um das Theologisieren näher zu bezeichnen, wurde vorgeschlagen, dieses nach drei Richtungen auszudifferenzieren. Es geht danach beim Theologisieren um

- (1) die Theologie von Kindern und Jugendlichen
- (2) die Theologie mit Kindern und Jugendlichen und schließlich
- (3) die Theologie für Kinder und Jugendliche.



In einer 6. Klasse Hauptschule/ Religion (14 SuS) formulierten im Anschluss an eine Doppelstunde zu der biblischen Erzählung von Daniel in der Löwengrube jeder SuS eine Frage, die die Geschichte bei ihnen ausgelöst hat. In der Geschichte geht es um den frommen Juden und Top-Manager Daniel, der am babylonischen Hof von seinen Neidern gemobbt und gegen den Willen des Königs Kyros in die Löwengrube geworfen wird, aus der ihn jedoch ein Engel rettet.

Die einen schreiben: Wo kommt der Engel her? Andere: Wie kann ein Engel drei Löwen die ganze Nacht das Maul zuhalten? Es wird aber auch gefragt: Hätte Gott Daniel auch geholfen, wenn er nicht gebetet hätte? Über diese Frage sollte nach der Doppelstunde gesprochen – eben theologisiert werden.

Was ist hier aber anders als ein Unterrichtsgespräch? Lernen die Schülerinnen und Schüler überhaupt etwas in dieser Phase? Muss man da nicht vieles zurechtrücken? Wo bleiben die Bibel und der christliche Glaube? Und manche meinen, das ist Religion, aber noch längst keine Theologie. Das sind alles berechtigte Fragen. Doch ich möchte noch einmal darauf hinweisen: Vorausgegangen sind 90 Minuten Bibelunterricht. Was man aber als LuL lernen kann:

Wo Schülerinnen und Schüler hängen bleiben. Wie kann ein Engel drei Löwen die ganze Nacht das Maul zuhalten? Kein exegetischer Kommentar hat darüber je nachgedacht. Man kann also als LuL etwas lernen über die Religiosität dieser jungen Leute, über ihre grundlegenden Lebens- und Weltansichten, die sie vermutlich bis zu diesem Tag selber nicht formuliert hatten. Sie sind – wie viele Zeitgenossen – davon überzeugt, dass es Engel gibt. Und sie haben alle schon Engelerfahrungen gemacht, was im Grunde ja Gotteserfahrungen sind. Allerdings wäre das wohl nicht zum Ausdruck gekommen, wenn sofort nach Gott gefragt worden wäre. Die Engelbilder sind überwiegend konventionell. Doch man spürt auch den Einfluss von „Herr der Ringe“. Einer (Marcel) vertritt eine spiritistische Weltansicht. Hinter jedem steht ein Engel. Ein Mädchen vertritt ein deistisches Weltbild. Gott mag es geben, doch die Menschen sind frei geschaffen und für diese Welt selbst verantwortlich. Hier zeigt sich ein ausgesprochenes Autonomiebedürfnis, das ganz ernst zu nehmen ist und bei Jugendlichen dieses Alters Schritt für Schritt zu erwarten ist. Das Gespräch ist angefüllt von einer Theologie von Jugendlichen. Das Theologisieren besteht im Wesentlichen darin, dass die Schülerinnen und Schüler Raum erhalten, ihre grundlegenden Weltansichten zu formulieren, zu differenzieren und weiterzuentwickeln. Es geht intensiv um Theologie mit Jugendlichen. Die Theologie für Jugendliche ist nur ganz zaghaft angedeutet. Ja, Gott will, dass wir frei sind, aber er will nicht, dass wir unsere Freiheit dazu gebrauchen, andere umzubringen. Eine wichtige Rolle spielt die erwachsene Person, also der LuL, die deutlich signalisiert, dass es sie interessiert, wie die Schülerinnen und Schüler selber denken, fühlen, aber auch argumentieren. Auch wenn es nicht sofort danach aussieht, dann ist doch zu erkennen, wie die Schüler/innen aufeinander zugehen. Ich bin der Meinung, dass diese Schüler/innen selber hier viel gelernt haben. Sie haben gelernt, dass sie ihre Sichtweisen sagen dürfen, ohne sofort korrigiert zu werden. Sie haben aber vor allem gelernt, ihre eigenen grundlegenden Sichtweisen einmal zu formulieren, zu rekonstruieren, ins Gespräch zu bringen, mit anderen Sichtweisen zu vergleichen und auf diese Weise auch weiterzuentwickeln. Ich gebe zu, dass in diesem Gespräch ein konstitutives Merkmal des Theologisierens zu kurz kommt, nämlich die Auseinandersetzung mit christlichen Inhalten. Sie ist nur zaghaft angedeutet. Aber sie steht ja im Hintergrund.



Auf diesem Hintergrund möchte ich Theologisieren folgendermaßen definieren: Theologisieren ist das gemeinsame Nachdenken über die eigenen grundlegenden Selbst- und Weltsichten sowie die Vorstellungen guten Lebens in Rückbezug zur biblisch christlichen Tradition. Gott ist dabei so etwas wie ein Kristallisationspunkt, an dem sich das ganze System ausrichtet, auch wenn es selber uneinheitlich ausfallen kann. Bei Gott geht es ja um das, was mich unbedingt angeht. Erst so, durch den Rückbezug auf Gott, wird aus dem nachdenklichen Gespräch ein Theologisieren. Ausgangspunkte des Theologisierens sind genauso vielfältig wie beim Philosophieren. Es können Fragen sein, hypothetische Konstrukte, Gedankenexperimente (was wäre wenn), Erzählungen, Dilemmageschichten, Positionsspiele (vier Bilder vom Leben nach dem Tode in einzelnen Zimmerecken), Sentenzen und vieles andere mehr. Entscheidend ist zunächst, dass ein Raum erzeugt wird, in dem eigene Sichtweisen ungezwungen artikuliert und ins Gespräch gebracht werden können. Darin liegt m. E. der Unterschied zum Unterrichtsgespräch, das auf ein bestimmtes Ziel ausgerichtet ist. Das hat auch mit dem Raumarrangement zu tun, für das sich ein Stuhlkreis anbietet. Das hat auch mit einer entsprechenden Vorbereitung zu tun, natürlich mit der Haltung, die ich als LuL einnehme. Sie sollte offen, ermutigend, wertschätzend sein, unterschiedlichen Beteiligungsniveaus Chancen geben, Impulse setzen und Strukturierungshilfen anbieten. Vorbereiten kann man sich, indem man bei Themen sich selber ein differenziertes Mindmap anlegt z.B. Leben nach dem Tod, oder sich ein Repertoire von Fragen zulegt, die immer funktionieren und auf Lernfortschritt angelegt sind.

1. Konstruktion/Rekonstruktion

- Was meinst du dazu?
- Wie meinst du das?
- Was ist daran ganz wichtig?

2. Weiterentwicklung

- Woher hast du deine Sicht? Wie bist du darauf gekommen?
- Kannst du sagen, was du heute anders siehst als früher? Hast du das immer so gesehen?
- Kannst du sagen, wie das eine mit dem anderen zusammenhängt?
- Wie könnte man herausfinden, ob du Recht hast?
- Was gehörte alles dazu? Was meint dieser Begriff nicht? Was ist sein Gegenteil?
- Was heißt das für ...?

3. Einbezug anderer Sichtweisen

- Kannst du mit deinen Worten sagen, was N.N. gesagt hat?
- Kannst du dir vorstellen, warum das für N.N. wichtig ist?
- Worin unterscheidet sich deine Sichtweise von der von N.N.? Glaubst du, dass andere das genau so sehen? Wie könnte man das herausfinden?
- Wie erklärst du dir den Unterschied zwischen deiner Sicht und der von N.N.? Kannst du sagen, was deine Sicht von der des N.N. unterscheidet?
- Gibt es etwas, was für die Sicht von N.N. spricht?



4. Auseinandersetzung mit Inhalten biblisch-christlicher Tradition

- Kannst du mit deinen Worten sagen, was der christliche Glaube dazu sagt?
- Worin unterscheidet sich deine Sicht von der christlichen Auffassung, dass ...?

5. Metakognition

- Kannst du sagen, ob und wie sich deine Gedanken verändert haben?
- Was hast du selber neu gelernt?

...